



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Italienische Eindrücke

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Parteien, im Strafprozeß dem Angeklagten und der Staatsanwaltschaft die Befugnis, Thatsachen vorzubringen, die im einzelnen Fall aus besondern Gründen eine Vereidigung des Zeugen oder Sachverständigen zweckmäßig erscheinen lassen. Aber dem Gericht übertrage man auch hierüber die Entscheidung nach freiem, pflichtmäßigem Ermessen. Weist es die vorgebrachten Gründe zurück, dann steht ohnehin die Berufung offen, wo auch dieser Punkt nachgeprüft werden kann und soll. Es ist bei Einbringung der Umsturzvorlage und auch bei andrer Gelegenheit soviel davon die Rede gewesen und von der Regierung darauf hingewiesen worden, man möge Vertrauen zu unserm Richterstande haben: hier ist die Stelle, wo sie zeigen kann, ob sie selbst Vertrauen zu ihm hat, ein Vertrauen, durch das, ohne schwer errungne Rechte und Freiheiten des Volkes zu gefährden, die Heiligkeit des Eides gehoben und ein nicht scharf genug zu verurteilender Mißbrauch, der mit dem Namen Gottes und dadurch mit der Religion getrieben wird, wenigstens eingeschränkt würde.

Dem für zahllose Fälle würde dadurch zunächst der Eid gespart werden; je seltener er aber wird, um so mehr wird seine Bedeutung und die Scheu vor seiner Verletzung steigen. Zugleich werden die Erfahrungen, die man auf diese Weise sammelt, eine sichere Handhabe bieten, ob es sich empfiehlt, auf dem betretenen Wege weiterzugehen und auch den Parteieid zu beseitigen oder nicht. Will man auch dann noch schrittweise vorgehen, dann kann man diesen ja zunächst für die geringern Sachen — etwa für die innerhalb der Zuständigkeit der Amtsgerichte liegenden — beseitigen und später erst auch für die wichtigern Rechtsstreitigkeiten, die den höhern Gerichten überwiesen sind.

„Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg,“ und hier ist ein Weg, den zu betreten wahrlich kein Wagnis ist. Wer aufruft zum Kampfe für die Religion, der gehe hier voran!



Italienische Eindrücke



er Leser befürchte nicht, in diesen Blättern eine Reisebeschreibung auf Grund von Bädeler oder Gsell-Zels zu erhalten. Ich beabsichtige nur, einige Eindrücke wiederzugeben, die ich während einer Reihe von Wochen von Land und Volk empfangen habe, unbekümmert darum, was andre Leute darüber gesagt haben. Sie beschränken sich auf einige Teile des Landes, wollen also auch nur für diese gelten. Ich habe von Oberitalien nur den Osten gesehen, von Mittel-

italien die Linie von Bologna über Florenz, Perugia, Assisi, Spoleto, Terni und Narni nach Rom und rückwärts längs der Küste über Civitavecchia und Orbetello nach Pisa, Lucca und Pistoja, von Südtalien Neapel mit seiner Umgebung bis Miseno, Capri und Pästum. Ohne besondere wissenschaftliche Zwecke bin ich ins Land gegangen, nur als ein gebildeter Mann, der nicht nur dem gewesenen und in seinen Denkmälern noch zu uns sprechenden Italien, sondern auch dem heutigen, dem lebendigen Italien, das häufig zu kurz kommt, seine Aufmerksamkeit schenken wollte; ich bin allein gereist, ohne Begleitung, mit dem ehrlichen Bestreben, die Dinge so zu sehen, wie sie sind, und dem Volkstum gerecht zu werden, gerecht dadurch, daß ich ohne Vorurteile und Voreingenommenheit hinging und mich bemühte, dort mit den Italienern zu leben und nicht überallhin meine deutschen Gewohnheiten und Bedürfnisse mitzuschleppen.

Das alles scheint selbstverständlich und wird doch oft sehr wenig beachtet. Die Ausländer, die heute die Hauptmasse der nordischen Welschlandfahrer bilden, sind die Engländer und die Deutschen. Die Engländer bringen überall ihre nationalen Sitten mit hin, sie wohnen nur in Hotels von englischer Art, haben auch, weil es ihnen nicht an den nötigen Mitteln fehlt, solche überall eingerichtet, nicht nur in großen Mittelpunkten, wie Florenz, Rom und Neapel, sondern auch in abliegenden, aber schön gelegnen Orten, wie Perugia, sie wollen von ihren alltäglichen Bedürfnissen nichts entbehren vom Lunch bis zum five-o'clock-tea, haben ihre eignen Zeitungen (in Florenz die Florence News, in Rom den Roman Herald) und ihre Kirchen, finden zuweilen auch, z. B. in Rom, Geschäfte mit ausschließlich englischen Artikeln und Theehäuser mit englischem Gebäck, sprechen neben ihrem Englisch gewöhnlich höchstens noch Französisch, selten Italienisch und sind geneigt, überall wie die Herren aufzutreten, auch wenn sich darum handelt, umfängliches Handgepäck im Kupee so unterzubringen, daß zwei Menschen so ziemlich den ganzen Platz belegen. In Summa, eine Nation, deren Angehörige sich von allen selbstgenügsam abschließen und vielleicht am wenigsten geeignet sind, ein Verhältnis zu den Italienern zu gewinnen. Auch unsrer deutschen Landsleute freut man sich in Italien nicht immer. Zahlreich genug waren sie in diesem Frühjahr; um Ostern hörte man in Rom in den Museen und Kirchen zuweilen fast nur Deutsch sprechen, und als die große Flut abgelaufen war, traf ein starker Pilgerzug aus dem Massaischen dort ein, Männlein und Weiblein, Priester und Laien, die unter mehr oder weniger sachverständiger Führung eifrig die Kirchen besuchten und auf dem Monte Testaccio die Aussicht bewunderten. Ziemlich zahlreich aber sind leider die deutschen Reisenden, die am besten thäten, gar nicht nach Italien zu gehen, oder sich höchstens auf die internationale Riviera zu beschränken, Leute aus unserm Mittelstande ohne die nötigste Vorbildung, ohne Sprachkenntnis, ohne jede Fähigkeit und Neigung, das eigentümliche Volkstum, inmitten dessen sie auf einige Wochen leben, zu verstehen, nur zu sehr geneigt,

alles, was dort anders ist als daheim, schlechter zu finden. Sie räsonniren über Bettelei und Faulheit, über Schmutz und Tierquälerei, über hohe Preise und Überverteilung und sind außer sich, wenn sie abends nicht ihren gewohnten Schoppen trinken können, oder wenn sie ihn wenigstens doppelt so hoch bezahlen müssen wie zu Hause. Das, was sie suchen, finden sie nicht, und das, was sie finden, sehen sie nicht, einfach, weil sie zu unwissend sind. In Florenz traf ich einmal einen Geschäftsmann aus Sachsen, Inhaber einer bekannten Firma. Der Mann war seit ein paar Stunden da, und zwar bei Regenwetter, sah an Florenz nichts besonderes, begriff nicht, wie man Dresden Elbflorenz nennen könne, da dies doch eine ganz andre Stadt sei, fand an dem Dome nichts weiter bemerkenswert als die Raumverschwendung, vermiste die Industrie, wollte auch nach so niederdrückenden Erfahrungen gleich am nächsten Nachmittage wieder abreisen, und fragte mich nur noch, ob in Bologna „was los“ sei. „Nein, sagte ich ihm wohlmeinend, in Bologna ist für Sie nichts los; die beiden schiefen Türme sehen aus wie hohe Fabrikessen, und die können Sie auch von der Bahn aus sehen; fahren Sie nur gleich durch bis Venedig.“ Das hat er dann auch gethan. Als ich später an einem wundervollen Tage auf dem Dampfschiff von der Blauen Grotte längs der steilen Felswände nach der Marina (Hafen) von Capri fuhr, und die malerische Gestalt der Insel immer mehr hervortrat, da unterhielt mich eine Berlinerin von teuern Preisen und nahm sich vor, bei der Landung nicht den „kostspieligen“ Hotelomnibus zu benutzen, sondern mit einem Droschkenkutscher zu handeln (was ihr auch wirklich 25 Centesimi ersparte), und dieselbe Dame ärgerte sich am nächsten Morgen auf der Villa des Tiberius über die überall aufgestellten Vogelfallen so, daß sie gar keinen Sinn für die Aussicht hatte und sich die Laune gänzlich verdarb. Weshalb gehen solche Leute nach Italien? Nur, „um darüber mitsprechen zu können.“ Hinterher wird dann am Bier- oder Kaffeetisch der Stab über Italien und die Italiener gebrochen und etwaige Einwände mit dem siegreichen: „Wir sind dort gewesen“ abgewiesen. Wie oft habe ich an Frau Wilhelmine Buchholz denken müssen, und die ist immer noch besser als manche meiner Reisebekanntschaften. Unter den wissenschaftlich gebildeten Reisenden kommt jetzt auch eine neue nicht immer erfreuliche Gattung vor, Studenten der Kunstgeschichte, die von „ihrem Professor“ dorthin geschickt werden, um irgend welche Kunstwerke näher zu studiren. Einer hat mich wirklich gedauert, weil er von der Freude und Erhebung, die ich empfand, so gar nichts fühlte, sondern eben die Sache als ein aufgetragenes Geschäft betrachtete, das erledigt werden mußte wie jedes andre. Und der Süngling war zum erstenmale in Florenz!

Es versteht sich von selbst, daß derartige Erfahrungen mit deutschen Landsleuten keineswegs die einzigen waren, daß im Gegenteil sehr viele Deutsche, und zwar nicht nur „studirte“ Leute, sehr wohl wissen, wie man in Italien mit Genuß und Gewinn reisen soll. Ich erinnere mich z. B. mit besonderm

Vergnügen einer Hamburger Familie, die zweimal Pompeji besucht hatte, und eines Stuttgarter Kaufmanns, eines wackern Schwaben, der von Tunis und Sizilien kam, und zwar nicht in Geschäften. Auch alleinreisende junge Damen aus Deutschland sind mir vorgekommen, die fertig Italienisch sprachen und sehr gut Bescheid wußten. Dazu gehören aber vor allem eine gewisse Kenntnis der Geschichte des Landes und seiner stolzen Städte, etwas Verständnis für die Kunst und ihre Entwicklung und der Wille, in Italien nicht deutsch oder englisch, sondern nach Landesitte zu leben. Eins ist dafür freilich die unerläßliche Vorbedingung: die Beherrschung der Landessprache bis zu dem Grade, daß man sich ohne besondere Mühe verständlich machen kann, und dazu gehört gar nicht so sehr viel. Viele denken, mit Französisch komme man überall durch. Das ist wohl richtig für die größern Hotels und die Sammlungen in den großen Städten, aber im allgemeinen ist es einfach nicht wahr; Leute aus dem Volke verstehen so wenig Französisch wie bei uns, und gerade mit diesen, mit Kellnern, Hausdienern, Droschkenkutschern, Schaffnern, Packträgern, Barkenführern, Eseltreibern u. a. m. hat der Fremde am meisten zu thun. In abgelegnere Gegenden wird er sich allein gar nicht wagen können, denn dort wird er nicht verstanden, er wird überall auch sonst abhängig von dem günstigen Zufall bleiben, daß er einen französisch oder deutsch sprechenden Menschen trifft. Nur die Kenntnis des Italienischen giebt die Freiheit der Bewegung, die den wahren Genuß verbürgt; sie ermöglicht es vor allem, in Italien italienisch zu leben. Da höre ich natürlich gleich reden von schlechter italienischer Küche, von ranzigem Öl, von ewigen Macaroni (mit demselben Rechte, als wenn man von den Deutschen behaupten wollte, sie äßen nur Sauerkraut), von Schmutz und Ungeziefer u. s. w. in infinitum. Man müsse in deutsche oder französische oder englische Hotels gehen, um ohne Schaden für die Gesundheit durchzukommen. Nichts ist verkehrter. Ich habe, wenn es irgend ging, immer in italienischen Häusern gewohnt und in italienischen Wirtschaften (Trattoria, Ristoratore, Osteria) gegessen und mich dabei in jeder Hinsicht sehr wohl befunden. Elegant war es dort meist nicht, aber die Reinlichkeit ließ, auch in kleinern Orten, gewöhnlich nichts zu wünschen übrig, das Essen war gut und reichlich und, wie der vortreffliche Landwein (vino del paese), an den man sich sehr bald gewöhnt, durchweg billig. Teuer reist man in Italien nur, wenn man aus Vorurteil oder Zwang in die Allerwelthotels geht und seinen Schoppen nicht entbehren kann; dort bezahlt man natürlich für den Wein mindestens das Dreifache, ohne daß er besser wäre, und andres im Verhältnis, und zwar von Rechts wegen, denn es ist selbstverständlich, daß sich die Leute die Sprachkenntnis, die der Reisende selber nicht hat, aber bei andern voraussetzt, und die Befriedigung der besondern Ansprüche, die er macht, bezahlen lassen. Lebt man italienisch, so giebt es keine große Stadt Europas, wo man angenehmer und wohlfeiler leben könnte als Rom. Und nicht nur das. Man ist dann

imstande, auch das Leben des Volkes, dessen Gast man ist, zu verfolgen, sich mit Italienern zu unterhalten, Zeitungen u. dergl. zu lesen und sich über etwaige auch den Fremden interessirende Vorgänge und Einrichtungen rasch zu unterrichten. Es fällt den Italienern kaum jemals ein, ihre Firmen und Ankündigungen anders als italienisch abzufassen; die alberne Afferei, die man z. B. in rheinischen Städten trifft, wo es von englischen und französischen Schildern wimmelt, ist diesem nationalstolzen Volke gänzlich fremd.

Was die Reisegelegenheiten betrifft, so sind diese in Italien im ganzen nicht schlechter als bei uns. Daß man erster Klasse fahren müsse, ist eine ganz unbegründete Ansicht; die dritte wird man vermeiden, aber die zweite ist, wenn auch nicht so elegant wie bei uns, doch auf den großen Linien und bei Schnellzügen, die der Fremde ja meist benutzen wird, durchaus bequem und sauber, jedenfalls z. B. viel besser als die oft miserabeln alten Wagen, die die österreichische Südbahngesellschaft auch in durchgehenden Zügen durch Tirol laufen läßt und zu besondrer Erbauung, der berühmten „Gleichberechtigung“ zu liebe, mit deutschen und — ungarischen Aufschriften versieht. Eine besondre Anerkennung verdient es, daß die italienischen Eisenbahnen nicht, wie die unsrigen, Rupees „für Nichtraucher“ kennen, sondern Rupees „für Raucher“; in allen andern steht kurzweg: vietato fumare (Rauchen verboten). Die Fahrzeiten werden im ganzen pünktlich innegehalten, die „Bummelzüge“ bummeln, ihrem Spitznamen entsprechend, wie überall. Die Beamten sind höflich und gefällig und in mancher Beziehung liberaler als bei uns. An der Ausgangsstation des Zuges hat niemand etwas dagegen, wenn man sich seinen Platz etwa eine halbe Stunde vor der Abfahrt sucht, was sich bei dem häufig sehr starken Zubränge empfiehlt, und reicht der Raum für das oft massenhaft mitgeführte Handgepäck — namentlich die Engländer sind darin groß — oben in den Nischen nicht aus, so stellt man es eben zwischen oder auf die Sitze, wenn Platz ist, und niemand verbietet das. Sehr erleichtert wird das Reisen durch die wohlfeilen Rundreisebillets (*viaggi circolari*), die allerdings an bestimmte Routen binden, aber sehr viel Auswahl ermöglichen und auch noch das Recht geben, von irgend einer Station der Reiseroute aus nach einem andern Punkte eine Hin- und Rückfahrkarte (die sonst in Italien nur für einen Tag gilt, außer Sonn- und Festtags) mit verlängerter Gültigkeitsdauer zu ermäßigtem Preise zu lösen. In den größern Städten sind Dampfstraßenbahnen, Pferdebahnen, Drahtseilbahnen (z. B. in Neapel) und Omnibuslinien eher mehr entwickelt als in Deutschland, die Wagen bequem und luftig, die Fahrten sehr billig, und doch giebt es außerdem noch in Städten wie Rom und Neapel viel mehr Droschken als in deutschen Städten von entsprechendem Range (in Rom gegen 3000), und zwar leichte, gutbespannte Wagen, die sehr gut fahren, selbst bei Steigungen. Der Italiener geht eben im ganzen nicht viel zu Fuß, und auch der Fremde gewöhnt sich das bald ab, namentlich auf der Landstraße. Für Gebirgstouren

empfiehlt es sich, einen Esel oder ein Pferd zu mieten, was allerdings ohne handeln nicht abgeht; aber wer die mit dem Reiten verbundene Anstrengung nicht scheut, wird das bald bequem und nebenher auch keineswegs teuer finden, namentlich wenn man bedenkt, daß der Führer mitläuft.

Den Fremden gegenüber, die alljährlich sein schönes Land überfluten, ist der gebildete Italiener höflich, aber zunächst sehr zurückhaltend. Erst wenn er merkt, daß man sich bemüht, seine Sprache zu sprechen, wird er rasch mitteilbar, versucht, falls er selbst etwas Deutsch versteht, was nicht gar so selten ist, es auch zu reden, ist aber gewöhnlich dankbar, wenn der Fremde italienisch spricht. Er bemüht sich dann selbst, langsam und deutlich zu sprechen, faßt sehr schnell auf, verbessert Sprachfehler, indem er den gebrauchten Ausdruck richtig wiederholt, und wird niemals darüber lachen. Zu den höflichsten gehören die geistlichen Herren; es ist mir vorgekommen, daß ein solcher, ein schon älterer Mann, den ich in Pistoja nach dem Wege fragte, mit mir ein Stück zurückging, bis ich nicht mehr fehlen konnte, und ein anderer kam mir einmal nach, als er sah, daß ich trotz einer bei ihm eingezogenen Erkundigung, da es schon dunkelte, eine falsche Richtung einschlug. Die Leute aus dem „Volk“ betrachten den forestiere, wie es scheint, wesentlich als ein Ausbeutungsobjekt, obwohl die Sache nicht so schlimm ist, als es klingt. Bettelerei und geschäftliche Zudringlichkeit nehmen vom Norden nach dem Süden zu und sind am ausgebildetsten in Neapel. Alle Lebensalter und Geschlechter beteiligen sich daran. An den Kirchthüren wird das Geschäft gewerbmäßig betrieben, damit der Christ der Barmherzigkeitspflicht gedenke; an der Scala santa in Rom saßen und standen am Karfreitag die Bettler reihenweise. Auch sonst passen sie jede denkbare Gelegenheit ab. Auf der kurzen Strecke vom Bahnhof in Pompeji bis zum „Hotel Suisse,“ kaum zweihundert Schritt, hatte ich einmal sechs bis acht Bettler um mich, und selbst wenn man fährt, und die Landstraße steigt, wissen sie den Augenblick vorzüglich abzulauern und tauchen oft so überraschend auf, daß man kaum begreift, woher sie kommen. Eine Spezialität bilden „arme Witwen“ mit Säuglingen, eine andre, oft geradezu ekel-erregende Krüppel oder Kranke, die ihr Gebrechen zur Schau stellen, was mich eher zu einem weiten Bogen veranlaßte. „Wie die Alten fungen, so zwitschern auch die Jungen.“ Ganze Rudel von Jungen und Mädchen habe ich gelegentlich z. B. in Assisi, im Albanergebirge, auf Capri um mich gehabt, wenn ich zu Fuße ging; dann laufen einem die Bengel nach oder entgegen, halten den rechten Zeigefinger bedeutsam empor und rufen immer und immer wieder: Un soldo, signore! (in Neapel: un soldo, musjù! rasch hervorgestoßen). Mitunter macht ihnen die Sache selber augenscheinlich Vergnügen. Auf dem Wege von Sorrent nach Capodimonte lief mir einmal ein ganzer Schwarm halbwüchsiger brauner Mädchen in den Weg, die sich vor Lachen kaum halten konnten, daß ihnen die Überumpelung so gut gelungen war, und dabei einzeln

oder im Chor riefen: *Non avete piccola moneta, signore?* (Haben Sie kein Kleingeld?). Man lernt bald, mit der Gesellschaft fertig zu werden. In den meisten Fällen giebt man gar nichts, wie die Italiener fast immer thun, sondern geht ruhig weiter, bis es das heischende Gefolge satt bekommt und zurückbleibt — obwohl sie zuweilen große Ausdauer haben —, die Kinder lacht man am besten aus, worauf sie dann mitlachen. Denn bei alledem sind sie nicht roh oder böseartig. Moralische Entrüstung und Scheltworte helfen gar nichts, das belustigt sie nur. Eine andre Sorte von Zudringlichkeit ist die geschäftliche. Am Pantheon, am Forum, am Konstantinsbogen in Rom lauern die Photographien- und Mosaikenhändler auf den Wandrer, der andächtig die gewaltigen Reste einer großen Vergangenheit betrachten möchte. „Ganz Rom für zwei Franken, mein Herr!“ ruft der eine deutsch, ein Album entfaltend, das er am Ende um fünfzig Centesimi anbietet; *ecco belli mosaici, signore!* schreit ein anderer. Sobald man ihre Ware auch nur flüchtig ansieht, ist man verloren, dann kommt man nicht mehr los. Ein Händler mit prächtigen Schildkrot- und Sitarfiasachen machte sogar die Fahrt von Capri nach Neapel mit und bot unterwegs seine Waren aus. Die Droschkenfutscher in Ober- und Mittelitalien begnügen sich gewöhnlich damit, dem Fremden, der an ihrer Station vorübergeht, fragend zuzurufen: *Vuole?* (Wollen Sie?); im Süden rufen sie laut: *Lei!* (Sie da!) und fahren einem wohl geradezu nach. In Frascati hatte ich, als ich in einer Trattoria frühstückte, was man von außen durch die Glasthür sehen konnte, eine regelrechte Belagerung auszuhalten, denn draußen warteten mindestens ein halbes Duzend Droschken, Reitpferde und Esel. Die Leute können es eben gar nicht begreifen, daß man zu Fuße geht, am wenigsten einen Berg hinauf. Ein Trinkgeld (*mancoia, buona mano*) ist bei allen selbstverständlich, obwohl es nicht gerade hoch zu sein braucht. Selbst wenn man etwa mit einem Kutscher vorher akkordirt und ausdrücklich gesagt hat: *Tutto compreso* (alles eingeschlossen), dann kommt er zuweilen doch hinterher und sagt: „Sa, das war für den Wagen, aber nicht für mich.“ In solchem Falle bleibt das beste ein kurzes, bestimmtes „Nein!“ Beim Verkauf einen höhern Preis zu nennen, als den der Verkäufer schließlich bewilligen will, „vorzuschlagen,“ ist auch in den Läden noch vielfach üblich, in kleineren Geschäften immer; doch bestehen bei größeren Handlungen schon feste Preise (*prezzi fissi*) wie bei uns. Daß die Jugend dem nachheifert, versteht sich von selbst. Außerst betriebsam sind die Blumenmädchen, zuweilen auch älterer Jahrgänge, vor denen man geradezu auf der Hut sein muß, wenn man nicht unversehens ein Sträußchen in der Seitentasche oder im Knopfloch haben will, und höchst drollig ist es, wie sich mitunter barfüßige Zungen von zehn bis zwölf Jahren als Führer anbieten. „Ich bin ein guter Führer,“ sagte mir mit treuherzigem Selbstbewußtsein ein solcher Schlingel auf Anacapri, der mich durchaus auf den Monte Salaro bringen wollte; ein anderer wollte mir schlechterdings una-

bella vista zeigen und schleppte mich wirklich auf einen Altan bei einem Häuschen, der einen hübschen Blick nach der Südküste der Insel und weit hin auf das sonnenbeglänzte Meer darbot. Kaum war ich dort oben, als mir eine ältere Frau mit höflichem Knix einen Stuhl brachte und fragte, ob ich nicht ein Glas Wein (natürlich eignen Zuwachs!) trinken wollte, und es dauerte nicht fünf Minuten, da war ich von einem Duzend laut schwagender und lachender Buben und Mädels umgeben, vom dreijährigen Hemdenmaß bis zum zehn- oder zwölfjährigen braunen Bengel, und vier von diesen tanzten für mich die landesübliche Tarantella, einen Soldo der Mann. Da kann man eigentlich nicht böse sein, sondern nimmt das am besten behaglich hin als eine kleine Szene aus dem capresischen Volksleben.

Dinge dieser Art können zuweilen unbequem werden, weil sie die Freiheit der Bewegung hemmen; namentlich im Süden hat man oft die unangenehme Empfindung, keinen Augenblick sicher zu sein vor einem kleinen Attentat, das dem eignen Willen eine bestimmte Richtung zu Gunsten eines andern geben soll. Und doch würde man unrecht thun, wenn man sich dadurch ohne weiteres zu einem ungünstigen Urteil über den italienischen Volkscharakter bestimmen lassen wollte. Betteln gilt eben dem Italiener für keine Schande, sondern für eine Art des Erwerbs, wie jede andre, und die Kirche billigt ja diese Auffassung, indem sie den Bemittelten die Wohlthätigkeit zur Pflicht macht. Auch ist damit keineswegs gesagt, daß das italienische Volk im allgemeinen etwa faul sei, wie man häufig hören kann. Wer die unendliche Sorgfalt in der Bestellung des Bodens beachtet, wird vielmehr zu dem Schluß kommen, daß das Landvolk sehr fleißig arbeiten müsse. In den Städten aber sieht man die Handwerker überall in den offenen Werkstätten oder auf der Straße eifrig am Werke. Und welch unendliche, zuweilen volkswirtschaftlich sehr überflüssige Betriebsamkeit herrscht im umherziehenden Kleinhandel! Mit dem Vertrieb von Zeitungen, Wachszündern, Drangen sind in jeder großen Stadt gewiß Hunderte von Menschen beschäftigt, und zuweilen ist es geradezu belustigend zu sehen, mit welch geringen Mitteln einer sein Geschäft betreibt. Da hat er etwa auf der Freitreppe einer Kirche ein Tüchlein ausgebreitet und darauf ein paar Häufchen Äpfel und Mandeln gelegt; das ist alles! Gewiß, so angestrengt wie in unsern Fabriken wird der Italiener selten arbeiten. Das herrliche, milde Klima, der Reichtum des Bodens, die Billigkeit der Lebensmittel, die Genügsamkeit der Menschen begünstigen ein gewisses Bummelleben auch für Ärmere; aber ob es ein so großes Unglück ist, daß den Italienern die ewige, atemlose Hezerei unsers nordischen großstädtischen Lebens bis jetzt meist fremd geblieben ist? Der arme Teufel, der nichts hat als seine fragwürdigen, mit Dutzenden von Flicken besetzten Lumpen, legt sich in einer Säulenhalle, an der Treppe einer Kirche, an der Marina in die Sonne; am Sonntag Nachmittag treibt sich alles auf der Straße herum, und der besser Bemittelte sitzt

alle Tage im Kaffeehaus oder im Theater, oft bis tief in die Nacht. Dabei ist mir in der ganzen Zeit nirgends und niemals ein Betrunkener aufgestoßen. Freilich, unsern norddeutschen Maßstab darf man auch an die Reinlichkeit des italienischen Volkes nicht legen. Namentlich die Frauen waschen zwar überall unendlich viel, natürlich mit Vorliebe auf offener Straße, allein zerlumpte, unreinliche Kleidung, ungepflegtes Haar, Hände und Gesicht, die mit der Seife nur selten in Berührung gekommen sein können, sind doch bei jung und alt die Regel. Auch die Wohnungen, die, namentlich im Süden, sehr intime Einblicke gestatten, wenn sie zu ebener Erde liegen und die Thür, oft die einzige Öffnung des Gelasses für Luft und Licht, wie gewöhnlich offensteht, verraten wenig Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe und vereinigen oft genug Schlafkammer, Wohnstube und Werkstätte in einem einzigen, zuweilen geradezu höhlenartigen Gemache. Weit schärfer als bei uns tritt der Gegensatz der Lebenshaltung zwischen den obern und den untern Schichten der Bevölkerung hervor, denn die obern lieben Eleganz der persönlichen Erscheinung und geschmackvolle Ausstattung ihrer Wohnräume mindestens ebenso sehr wie unsre höhern Stände.

Ein sehr häßlicher Zug im Volkscharakter, namentlich im Süden, der dem Deutschen den dauernden Aufenthalt dort wirklich verleiden kann, ist die Gleichgültigkeit, ja Grausamkeit gegen die Zugtiere. Was man in Italien auf einen der ohnehin schweren, zweirädrigen Karren packt, der von zwei oder drei mitunter schwachen Tieren gezogen wird, ist ganz unglaublich, und wenn einmal einer leer geht, dann hocken gewiß sechs bis acht Kerle drauf, damit der arme Esel es ja nur nicht einmal leichter hat. Bei starken Steigungen abzuspringen fällt niemand ein. Ein neapolitanischer Kutscher kann gar nicht fahren, ohne sein Tier fortwährend mit dem durchdringenden Ruf: „Ah, ah!“ anzutreiben, mit der Peitsche zu knallen und zu schlagen. Dabei haben sie eine barbarische Bäumung, die dem Tiere mit einem Ruck einen Metallbügel auf die Nase drückt und es sofort zum Stehen bringt. Hat der Fremde das ewige Schreien und Schlagen einmal satt, dann hilft nur festes Auftreten. Auf einer Fahrt von Pompeji nach Castellamare hieb mein Kutscher auf das ganz flott gehende Pferd so lange hinein, bis es hinten ausflagelte und beinahe die Gabel zerbrach, worauf ich ausstieg und dem Burschen erklärte, wenn er den Gaul nicht auf der Stelle zur Ruhe brächte, möchte er zum — fahren, ich würde zu Fuß gehen. Trinkgeld gabs hinterher natürlich nicht. Selbst offene Wunden bleiben unbeachtet, und gewöhnlich sehen die Tiere vor Lastwagen auch abgetrieben genug aus. Diese Grausamkeit ist offenbar noch ein Erbteil der altrömischen Zeit mit ihren rohen, blutigen Tierhezen und Gladiatorenkämpfen. Die Kirche scheint nichts oder nicht genug dagegen zu thun, hat doch das Tier „keine Seele.“ In neuerer Zeit hat sich ein Tierschutzverein in Neapel gebildet, der allmählich vielleicht etwas ausrichten wird.

Und doch ist der Italiener auch der niedern Stände keineswegs roh; im

Gegenteil sieht man Szenen von Roheit so gut wie gar nicht, auch wenn es sehr lebhaft und laut zugeht. Er hat eben einen äußerst lebhaften Geselligkeitstrieb, befindet sich am wohlsten, wenn er mit andern zusammen ist, gönnt daher auch jedem andern das hohe Maß von freier Bewegung, das er für sich selber beansprucht. Daraus entwickeln sich wieder das höfliche und gefällige Wesen, die schnelle Auffassungsgabe, die Gewandtheit im Benehmen und im Ausdruck, und das alles hängt zusammen mit dem lebhaften Kunst- und Formensinn, dem überwiegend sozusagen ästhetischen Grundcharakter des Volkes, den eine mehrtausendjährige Kultur ausgebildet hat. Derselbe Bursche, der sein Pferd mißhandelt, schmückt es aufs sorgfältigste, läßt — am meisten gerade in Neapel — das an sich schon reiche Geschirr mit zahllosen blinkenden Metallbeschlägen besetzen, steckt ihm bunte Fasanenfedern oben auf den Kopf, befestigt rote Quasten und Fuchsschwänze an der Zäumung und wird schwerlich die Gelegenheit veräumen, noch eine Blume irgendwo anzubringen. Selbst die im schweren Lastgeschirr gehenden Tiere tragen im Neapolitanischen auf dem Sattel, der die sehr hochliegende Gabel hält, eine Art von hohem, glänzendem Metallschild mit beweglichen Fähnchen, und die großen Räder werden schön rot und blau bemalt. Nicht minder zeigt sich dieser Sinn für Schmuck bei der Ausstattung der zahllosen kleinen offenen Geschäfte, z. B. in Rom. Da werden die Schaaffäse und die Würste, die in langen Reihen hängen, mit frischen Lorbeerzweigen aufgeputzt, und gelbe Mimosen auf jeden kleinen Stand mit Apfelsinen gesteckt. Ist das Wetter schön und die Blumenzzeit, dann tragen die Herren und Damen gern ein Sträußchen im Knopfloch oder im Gürtel.

Im ganzen hat der italienische Volkscharakter doch so viel liebenswürdige Züge aufzuweisen, daß man sich, wenn man ihn nur unbefangen auffaßt und sich nicht über alles ärgert, was anders ist als bei uns und sich jedenfalls nicht ändern läßt, doch bald angezogen und bis zu einem gewissen Grade heimisch fühlt, am meisten vielleicht in Toskana, namentlich in Florenz, der italienischsten aller italienischen Städte. Aus diesem Charakter entspringen aber auch die unterscheidenden Eigentümlichkeiten des italienischen Lebens. Was am ehesten in die Augen fällt, ist die Öffentlichkeit des ganzen persönlichen Daseins. Die Straße wird, wo nicht gerade ein besonders großer Verkehr herrscht, als ein Teil der Wohnung betrachtet, und wiederum nicht selten ein Teil des Hauses, nämlich die Arkaden des Erdgeschosses, die im Norden oft durch die ganze Straße laufen, zu dieser gezogen. Die Handwerker arbeiten bei offenen Thüren oder auf der Gasse; dort hämmert der Schmied, klopft der Schuster, formt der Bäcker seinen Brotteig, trocknet der Nudelfabrikant seine Maccaroni. Auch intimere häusliche Vorgänge spielen sich auf der Straße ab. Hier ordnet sich ein Mädchen das lange, dunkle Haar, dort hat eine Mutter das Kind an der Brust; auf der andern Seite steht eine Gruppe von Weibern am Waschbret, um dann die Wäsche auf langen Leinen an den Fenstern

und auf die Balkons zu hängen, was man z. B. in Rom auch in elegantern Stadtteilen sehen kann, oder auch die Leinen quer über die enge Gasse zu spannen, wogegen der Nachbar natürlich nichts einzuwenden hat. Aber auch die Kaffeehäuser nehmen mindestens einen Teil des Trottoirs für sich in Anspruch, und der Gast schlürft den schwarzen Trank, unbekümmert um den Lärm ringsum.

Denn der Straßenverkehr ist außerordentlich lebhaft. Zu dem „zivilen“ Element kommen hier, abgesehen vom Militär, namentlich in Rom noch zahlreiche Geistliche, von denen sich die Zöglinge der Priesterseminare besonders bemerkbar machen, zumal gegen Abend, wenn sie in ganzen Zügen paarweise ins Freie gehen. Mehr als andre fallen dabei die Seminaristen des Collegium germanicum zu St. Saba auf dem Aventin durch ihre scharlachroten Gewänder auf. Dazu folgen in den wichtigsten großstädtischen Straßen, auch wenn sie eng sind, Droschken, Equipagen, Omnibus, Pferdebahnwagen einander ununterbrochen; dazwischen schreien die Ausrufer ihre Waren aus, mit einer Stimme, um die sie mancher Opersänger beneiden könnte. Am meisten leisten darin die Zeitungsverkäufer. Wenn in Rom abends gegen neun Uhr auf dem Corso die Tribuna, das wichtigste Organ der Opposition, herauskommt, dann zieht eine Reihe von Männern und Knaben, halb im Lauffschritt, nach der Piazza Colonna und durch die benachbarten Gassen, mit aller Kraft der Lungen in allen Tönen rufend: Ecco la Tribuna! und mit einem Eifer, als wenn sie ein weltererschütterndes Ereignis zu melden hätten. Nicht minder lebhaft und geräuschvoll ist der Marktverkehr. Plätze wie die Piazza Cancelleria und der Campo di Fiore (um das Standbild Giordano Brunos) in Rom, die Piazza d'Erbe (Gemüsemarkt) in Verona und Padua, der Mercato nuovo und die Santa Lucia in Neapel unten beim Hafen gewähren dann einen überaus bunten Anblick, denn alles Erdenkbare im malerischen Durcheinander, Blumen, Eisengeräte, Zeuge, Kupfergefäße, Gemüse, Früchte, Fische, Muscheln, Froschkeulen, Hühner, Käse u. s. w. wird dort in Ständen und Buden oder von herumziehenden Händlern feilgeboten, und jeder Verkäufer bemüht sich, Käufer herbeizulocken. Am höchsten steigert sich das Straßenleben in den größern Städten gegen Abend, wenn die vornehme Welt Corso fährt und die andern ihr zusehen, denn sehen und gesehen zu werden ist dem Italiener und wohl noch mehr der Italienerin Bedürfnis. In der That, zu sehen giebt's dabei genug: herrliche Pferde vor glänzenden Equipagen mit dem Wappen des Hauses auf dem Schlage und dem Livreebedienten auf dem Bock, stattliche Männer mit scharfgeschnittenen Zügen, schöne, elegante Frauen mit der charakteristisch italienischen Haarfrisur unter breitem Federhut, Blumen im Gürtel, den Fächer in der Hand. So fahren sie in Rom den engen Corso zwischen den hohen Häusern und Scharen von Fußgängern in kurzem Trabe entlang, dann hinauf nach den schönen, blütenüberschütteten Anlagen des Monte Pincio,

wo oft die Militärmusik spielt; dort lassen sie halten, empfangen am Schläge Besuche und schauen in den goldnen Abendhimmel, von dessen Hintergrunde sich die graublau Peterskuppel und der Monte Mario mit seinen dunkeln Cypressen malerisch abheben; dann lenken sie zwischen den schattigen, gewundenen Laubgängen wieder hinunter nach der Piazza del Popolo, ein Bild, das man nie wieder vergißt. Nicht selten erscheint auch die Königin Margherita, die die Italiener noch immer *la graziosa* nennen, schon von weitem angekündigt von der Scharlachlivree der Diener, und jeden Gruß mit anmutiger Kopfneigung huldvoll erwidern. Dasselbe Bild, nur in ganz verschiedenem Rahmen, bieten Florenz und Neapel. In der Arnostadt bewegt sich der Corso draußen in den hohen Alleen und um die weiten Rasenflächen der Cascinen, in Neapel unten am Meere längs der statuengeschmückten Parkanlagen der Villa nazionale am deutschen Aquarium hin; auf der einen Seite ziehen sich im weiten Bogen die grünen Hänge des Posilippo mit ihren zahllosen weißen Willen und den Prachtstraßen an ihrem Fuße, während hoch oben über den terrassenförmig ansteigenden Häuserreihen der Stadt das finstere Castell San Elmo thront, auf der andern schimmern im rötlichen Abendschein über die blaue Fläche des Golfs herüber die Halbinsel von Sorrento und das dreigipflige Capri, leise wogend schlägt das Meer an die Ufermauern, und über dem ganzen Bilde steht als Herrscher der mächtige blaugraue Ke gel des Vesuv mit seiner ununterbrochen emporquellenden dichten, weißen Rauchwolke, in der, wenn die Nacht hereingebrochen ist, eine dunkelrote Flamme zuckt oder eine Feuergarbe emporsprüht. In kleinern Orten ist der Sonntag Nachmittag die belebteste Zeit; dann strömt das Landvolf aus der Umgebung zu Wagen, zu Esel, zu Fuß herein, alles steht in dichten Gruppen auf den Straßen und der Piazza, schwägend und lachend. In größern Städten ist für den Abend dem Italiener das Theater oder das Caffeehaus unentbehrlich.

Erst wenn man dieses Leben gesehen hat, wird die italienische Oper verständlich, die uns Deutschen leicht als etwas Unnatürliches erscheint. Daß sich alles auf der Straße abspielt und daß sich dort bei jeder privaten Gelegenheit Scharen von Menschen sammeln, das findet man dann ganz selbstverständlich, und selber daß die Leute singen, was man gewöhnlich sagt, befremdet nicht mehr so sehr, denn jeder Verkäufer preist seinen Kram halb singend an, nur zur Verstärkung des Eindrucks. Auch die Gemälde der Renaissance aus der heiligen Geschichte mit ihren figurenreichen Gruppen bei ganz intimen Szenen auf offener Straße sind ganz dem italienischen Leben entnommen.

Das eigentümliche Geschick der Italiener, ohne Unordnung und Konflikte in Massen aufzutreten, kommt niemals mehr zur Geltung als bei volkstümlichen Festen. Ich hatte Gelegenheit, in Sorrent am 1. Mai noch einen letzten Nachhall der Tassofeier zu erleben. Noch war die Piazza und die lange

Hauptstraße des Städtchens mit vielen Bogen geschmückt, die zahllose bunte Illuminationslämpchen trugen; auf der Piazza ragte das weiße Marmorstandbild des Dichters in derselben Umrahmung, und die Flaggen, darunter auch viele in den deutschen Farben, wehten von den Häusern, alles überspannt von dem tiefblauen Himmel des Südens. Am Nachmittag erfüllte buntes, fröhliches Gewimmel die Straßen, denn es gab Eselwettrennen, Sachhüpfen und Wettlaufen mit gefüllten Wassergefäßen, die auf dem Kopfe, ohne zu verschütten, bis ans Ziel gelangen mußten, alles inmitten der Stadt und ohne andre Absperrungsmaßregeln, als daß man einen Draht längs des Trottoirs zog. Schon das Erscheinen der einzelnen Eselreiter rief große Heiterkeit hervor, und der Jubel, das Lachen und Händeklatschen erreichte den Gipfel, als einer nach dem andern in kurzem Trabe dem Ziele zustrebte. Nicht geringeres Vergnügen erregten die Sachhüpfer und die Wasserträgerinnen. Alles verriet die kindlichste, harmloseste Genügsamkeit und vollzog sich ohne jedes Gedränge, obwohl die Leute Kopf an Kopf standen. Die hohe Polizei war nur durch zwei Carabinieri vertreten, die würdig auf- und abwandelten, aber gar nichts zu thun fanden.

(Fortsetzung folgt)



Wandlungen des Ich im Zeitenstrome

7. In Pfarrhäusern

(Fortsetzung)



Er war ein Original, aber zugleich stellte er doch auch zwei Typen dar: den verbauerten und den rationalistischen katholischen Geistlichen. Fast gleichzeitig mit mir waren zwei katholische Honoratiorenfamilien angezogen, die ich zuweilen besuchte; meine Frage aber, ob er nicht einmal mitgehen wolle, wies er mit der Bemerkung zurück: ich gehe in keine Stube, wo ich nicht auf die Diele spucken kann. Er ging in Begleitung zweier ganz unmöglichen Spießbürger wöchentlich einmal in ein Bauernwirtschaus Regel schieben, und jeden Freitag besuchte er zu Wagen eine etwas entferntere Kneipe, wo die von einem großen Wochenmarkte heimkehrenden Bauern und Getreidehändler ihre Markterlebnisse austauschten. Einmal habe ich ihn auf jeder der beiden Parteien begleitet, aber nur einmal; für die Unterhaltung dieses Kreises war ich doch noch nicht abgehärtet genug. Man darf nicht glauben, daß ihm sein bäurisches Wesen,